

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kühn, E.: Hermann Klingbeils Weihnachtsbaum

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Das tat er und noch bis vor zwanzig Jahren hat die historische Schiffmühle an ihrem guten Platz unterhalb der Elbbrücke gelegen. Trotzdem sie ein starkes Hindernis und eine Gefahr für die Schifffahrt bildete, konnte sie, kraft ihres Privilegiums nicht beseitigt werden, bis endlich der Besitzer sich durch eine erhebliche Summe zum Aufgeben des Platzes bewegen ließ.

So reißt sich also diese Elbmühle würdig den andern historischen Mühlen Deutschlands an, von denen ich nur die Windmühle von Sanssouci erwähnen will, sowie die Mühle von Taurroggen, wo York den Vertrag mit Rußland abschloß, der den ersten wichtigen Schritt zur Befreiung vom Joch des Korjens bedeutete.

Hermann Klingbeil's Weibnachtsbaum.

Von E. Kühn.

„Mutter!“

„Was ist denn?“ Die blasse Frau fragt es, ohne den Blick von der rasselnden Nähmaschine zu heben.

„Weibnachtsbäume schreibt man doch in einem Wort, nicht wahr?“

„Natürlich. Wie kommst du denn darauf?“ Nun hält sie doch einen Augenblick an und blickt zu dem elfjährigen Blondkopf, ihrem Ältesten, hinüber, der am Tische beim Schein der Küchenlampe sitzt — die große Lampe braucht Mutter bei der Näherei — und Schularbeiten macht. Flüchtig streift das sorgliche Mutterauge dabei den sechsjährigen Willy, der drei Stühle zu einer Eisenbahn zusammengebaut hat und Lokomotive, Führer, Passagier und Dampfspeise in einer Person ist, und die kleine Lotte, die sich an der Erde mit einem bunten Lappen vergnügt und dabei lustig kräht.

„Ach, ich mache Aufsatz. Herr Schmidt hat heute gesagt, wir sollten uns mal selbst einen Aufsatz wählen. Worüber wir wohl am liebsten schreiben möchten? Da hat Fritz Borgmann — der ist immer so — mit einemmal ganz laut durch die Klasse geschrien: »Von Weibnachten!« Herr Schmidt hat gelacht und hat gefragt: »Möchtet ihr das wohl?« Da haben wir alle gesagt: Au ja! »Schön,« hat Herr Schmidt gesagt; »dann schreibt mal zu Hause auf: Warum ich mich auf Weibnachten freue. — Jetzt bin ich so weit! Und auf dem Markt da steht Herr Klaaßen und verkauft Weibnachtsbäume. Dann will ich so schreiben: Wenn ich vorbeigehe, dann suche ich mir immer schon einen aus für uns. Kann ich wohl so schreiben, Mutter?“

Frau Klingbeil seufzt auf und blickt schweigend in das Licht. Ihr war plötzlich das Herz so schwer geworden. Also draußen bereitete man sich schon auf das Fest vor! Sie hatte dazu noch keine Zeit gefunden. Tagein, tagaus saß sie, wenn sie ihren kleinen Haushalt besorgt hatte, an der Maschine und arbeitete.

Das Leben hatte sie hart angepackt. Noch im vorigen Jahr um diese Zeit, da waltete Gesundheit

und Frohsinn in diesen Räumen. Da war ihr Mann eines Abends, als er vom Dienst kam, mit einem prächtigen Weibnachtsbaum fröhlich angestapft gekommen. Das war ein Jubel gewesen, und die Augen der Kleinen hatten geleuchtet, als wär's andern Tags schon Christnacht! — O Gott! Er sollte den Frühling nicht mehr erleben. Die Erde war noch hart gefroren, da betteten sie ihn draußen zur ewigen Ruhe.

Wie schwer war es doch, sich und die Kinder ehrlich und anständig durchs Leben zu bringen! Die kleine Pension, die sie als Briefträgerswitwe erhielt, reichte nicht hin und nicht her. Du durfte sie sich der Trauer um den geliebten Toten nicht lange tatenlos hingeben. Das Leben stellte Ansprüche. Die hungrigen kleinen Mäuler wollten gestopft sein, die Miete mußte pünktlich gezahlt, die Kleidung ergänzt, erneuert werden. Ihr Stolz war es immer gewesen, daß ihre Kinder so sauber ausjahren. Schmutz und Unordnung waren ihr in den Tod zuwider. Da hieß es arbeiten und wieder arbeiten und sparen, wo es nur ging.

Jetzt hatte die Frage ihres Ältesten ihren Gedanken eine neue Richtung gegeben. Zu einem Weibnachtsbaum langte es diesmal wirklich nicht. Die kleine Lotte war so schwer krank gewesen. Was sie erspart hatte, war draufgegangen, ja eine kleine Summe schuldete sie dem Arzt immer noch. Nach dem Fest, hatte sie ihm gesagt. — Es tat ihr im Innersten weh: solange sie denken konnte, hatte beim Fest nie der Christbaum gefehlt.

„Mutter,“ rief es ungeduldig vom Tische her, „du antwortest mir ja gar nicht.“ Nach der Meinung des Jungen hatte sie eigentlich lange genug über seine Frage nachgedacht.

„Nein, Junge, es geht diesmal wirklich nicht!“

„Was denn, Mutter? Ich habe dich doch gefragt, ob ich den Satz —“

„Ach so —“ die Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Komm mal her zu mir, Hermann! Ich möchte mit dir reden.“

Bewundert schob sich der Junge in den Lichtkreis der großen Lampe. Mit zitternder Hand fuhr ihm die Mutter über den dichten Schopf und sagte: „Sieh mal, mein lieber Junge, der Willy und die Lotte sind noch zu dünn, die verstehen mich noch nicht. Aber du bist schon ein großer Mensch, mein verständiger Ältester. Mit dir kann ich vernünftig reden. — Einen Weibnachtsbaum kann ich euch diesmal nicht kaufen. Sieh mich nicht so traurig an, Hermann, es drückt mir ja selbst beinahe das Herz ab! — Der Doktor bekommt noch zwanzig Mark, die ich ihm nun schon acht Wochen schulde. Hörst du? Acht Wochen schon! Er drängt mich ja nicht, aber gerade deshalb muß ich doch erst recht daran denken, ihn sobald wie möglich zu bezahlen, nicht wahr? — Na ja — und dann ist zu Neujahr wieder die Miete fällig. Ich habe das Geld noch nicht völlig beisammen, aber bestellte Arbeit habe ich genug, und wenn der liebe Gott mich gesund bleiben läßt, dann

denke ich zum neuen Jahr alles richtigmachen zu können. Oder möchtest du wohl, daß es uns so geht, wie denen da drüben, die aus jeder Wohnung hinausgewiesen werden, weil sie immer die Miete schuldig bleiben? — Siehst du, ich wußte ja, daß du ein verständiger Junge bist. Mir selbst fällt es, ach, so schwer, daß wir diesmal keinen Baum haben werden; aber du siehst doch selbst, daß es einfach nicht geht, nicht wahr, Hermann?“

Hermann nickte, während ihm die hellen Tränen über die Backen liefen. Zum ersten Male in seinem jungen Leben fiel die Erkenntnis ihm wuchtig auf die Seele, wie schwer seine Mutter ums Dasein zu kämpfen habe. Mit einer schnellen Bewegung schlang er seinen Arm um ihren Nacken und sagte schluchzend: „Laß nur Mutter — wir — brauchen ja auch — keinen.“ —

Die Maschine rasselte schon längst wieder, Willy ließ zum so und sovielten Male seinen Zug „abfahren!“, die Kleine quetschte in dem allgemeinen Geräusch immer lauter — da rang sich in Hermanns Kopf ein Plan durch, so kühn und gewaltig, daß es ihm selbst fast den Atem benahm.

Er selber wollte seiner lieben guten Mutter einen Weihnachtsbaum schenken.

Peter Klaaßen schmunzelte. Das Weihnachtsgeschäft ging heuer recht flott. Wenn's so weiterging, dann war er diesmal seine Bäume schon vorm Heiligabend los. Vergnügt pendelte er, die Hände in den Taschen seiner Flausjacke, in der immer Lichter verbenden Allee aus Edeltannen und Fichten auf und ab. Jetzt stand er am Eingang seiner Allee still und richtete seine Augen auf einen Jungen, der in langen Sähen über die Straße sprang und auf ihn zusteuerte. Es war Hermann Klingbeil.

„Na, Jung', besorgt?“

Hermann nickte fröhlich.

„Hat's auch ein ordentliches Trinkgeld gegeben?“

Statt aller Antwort zeigte Hermann vergnügt einen Fünfer.

„Na, so 'ne feine Dame und bloß 'n Sechser? Die hätte dir auch wirklich 'nen Groschen geben können.“

Das fand nun Hermann nicht. Fünf Pfennig — das war doch schon ein schönes, rundes, blankes Stück Geld. Ein Groschen wäre doch wirklich zu viel dafür gewesen; er hatte den Baum doch bloß in die Nebenstraße, ein paar Häuser weit, getragen.

— Freilich, das hatte er schon gemerkt, von heute auf morgen ließ sich nicht ein Kapital aufspeichern, groß genug, um einen Baum dafür zu kaufen. Zumal wenn man nur zwei Stunden am Tage dafür opfern konnte. Denn er mußte doch auch zu Hause tüchtig zupacken und die Schularbeiten sollten auch erledigt werden. Aber von vier bis sechs jeden Nachmittags, da schickte Mutter ihn hinaus in die frische Luft: er sollte mit den andern Jungen spielen und sich rote Backen holen. Die gute Mutter! Wie beseligend war ihm das Bewußtsein, daß sie ja keine

Ahnung hatte von dem Abkommen, das er mit Peter Klaaßen getroffen, von der Überraschung, die er ihr zugebracht hatte! Er mußte immer wieder an ihre Worte an jenem Abend denken, an ihre Traurigkeit, ihre Sorgen. Ihren „verständigen Ältesten“ hatte sie ihn genannt. O, sie sollte sehen, daß sie sich nicht in ihm getäuscht hatte. —

Gewiß, langsam ging's. Die meisten Leute trugen den gekauften Baum selber nach Hause, oder sie hatten einen dienstbaren Geist mit, der es ihnen besorgte. So blühte ihm nicht jeden Tag das Glück. Aber hin und wieder kam doch einmal eine Dame, der er schüchtern seine Dienste anbieten durfte. Zweimal hatte er sogar schon einen Zehner bekommen. So ein Glück! —

Er wußte ganz genau, wieviel Geld er schon hatte. Trotzdem schlich er jetzt wieder einmal, sich scheinbar umsehend, hinter eine riesige „Doppeltaune“, um dort verstoßen mit seinem Schatz zu liebäugeln, den er in Papier eingewickelt in der Westentasche trug. 65 Pfennige! — Das war sehr viel Geld — aber es langte noch immer nicht ganz. Die billigsten Bäume, die Peter Klaaßen „führte“, kosteten achtzig und davon hatte er heute den vorletzten weggetragen. Nun stand nur noch der eine billige dort auf der Ecke. Wenn man ihm nur den nicht auch noch vor der Nase wegkaufte! Eine rechte Angst besiel ihn, sobald ein Fußgänger vor diesem Bäumchen stehen blieb und es musterte. Die andern kosteten gleich eine Mark, und auch davon gab's nicht mehr viel. „Es sind in diesem Jahre wenig Bäume zu haben“, hatte er Peter so oft zu Käufern sagen hören, wenn ihnen der Preis zu hoch erschien. Und Peter mußte es doch wissen!

Doch er durfte sich hier nicht festgrübeln. Vorwärts und die Augen offen halten! Nur ja nicht die Gelegenheit verpassen! Als er wieder aus seinem Versteck hervorkam, um sich zu Peter zu wenden, da stockte sein Fuß, und seine Augen weiteten sich. Da stand Peter mit einer älteren, freundlich dreinschauenden Dame vor seinem Bäumchen! Sie schienen schon handelseins zu sein; denn die Dame zog ihre Börse und Peter winkte zu ihm herüber. Da quoll es heiß in dem Jungenherzen auf. Er hatte das schöne Ziel schon so nahe gesehen; nun war es mit einem Schlage wieder so fern gerückt, so fern. —

Eine unsägliche Bitternis, Trost- und Mutlosigkeit kam über ihn, als er mit dem Bäumchen an der Seite der Dame dahinschritt. Es ward ihm doch zu schwer gemacht! Nun würde er's wohl überhaupt nicht mehr schaffen. Und er hatte sich so darauf gefreut, seiner Mutter —

Plötzlich übermannte es ihn, so sehr er auch die Zähne zusammengebissen hatte. Ein heftiges Schluchzen brach aus seiner Brust hervor.

Die Dame wandte jäh den Kopf zu ihm. „Was ist dir, Kleiner? Warum weinst du denn?“ Sofort erstarb das Schluchzen. Er schämte sich. Ein großer Junge — und weinen! Tapfer schluckte

er die Tränen herunter. Die Dame schaute zwar so herzensgütig aus. Aber er konnte ihr doch nicht hier auf der Straße, in dem Gewühl dahinhastender Menschen sein großes Leid klagen! Und lügen mochte er nicht. So schweig er, die Augen auf den Boden gehettet. Verstoßen wüßte er sich mit dem Handrücken über die Augen.

Die freundliche Dame fragte nicht weiter; aber sie sah ihn forschend von der Seite an. Merkwürdig! Der Junge machte mit seinem weichen Gesicht und in seiner ordentlichen, sauberen Kleidung durchaus nicht den Eindruck des hungernden Straßenjungen, der in seiner Pfliffigkeit und Verschlagenheit die hunderterlei Wege kennt, auf denen so ein Bürschlein zu frühem, heimlichem Geldwerb auszieht. Sie ahnte, daß dies Knabenherz dort ein großes Weh barg, das zu offenbaren es sich schämte.

Sie waren angelangt. Zwei Treppen hoch öffnete die Dame eine Tür, neben der auf einem Schilde „A. Wellner, Lehrerin“ zu lesen stand.

Der Baum wurde in der Küche abgesetzt. Dann nötigte sie ihn in das mollig-warme Stübchen, und während sie Licht machte, fragte sie, wie er heiße. „So, Hermann Klingbeil? — Weißt du, Hermann, wir sind beide recht tüchtig durchgefroren: willst du nicht eine Tasse warmen Kaffees mit mir trinken?“

Und ehe Hermann noch eine Antwort gemurmelt hatte, stand da schon vor ihm auf dem Tische eine Tasse, und daneben lockte ein Stück goldgelben Streuselkuchens. Aus der Ofenröhre zog die Dame dann ein blühendes Kännchen und goß den duftenden braunen Trank in Hermanns Schale.

Wie behaglich es hier war, und wie nett die Dame mit ihm plauderte! „Gerade wie Mutter!“ dachte Hermann. Vor ihrem liebevollen Blick taute sein Herz auf, und bevor er noch seine Tasse geleert hatte, da wußte Fräulein Wellner alles, was er ihr in kindlicher Herbheit zuvor verschwiegen hatte. —

Aber jetzt mußte er gehen, wirklich. Das „Geschäft“ rief.

„Hier, mein kleiner Freund,“ sagte sie, ihm 35 Pfennige auf den Tisch legend. „Nun kannst du dir deinen Baum kaufen und ihn deiner Mutter bringen. Grüße sie schön von mir!“

Des Knaben Herz pochte. Vor seinen Augen flimmerte es, und wie durch einen Nebel sah er unendlich die Geldstücke. So war also das heißerstrebt Ziel erreicht! Er wollte vor Freude aufjauchzen. — Da besann er sich. Nein doch — das durste er ja nicht nehmen, das war ja viel zuviel. 35 Pfennige für den kurzen Gang! — Rasch ebbte die Flut seiner Gefühle zurück. Er fühlte im Innersten — das hier sei ein Almosen. Es war ja so lieb von der Dame, aber — nein — er war doch kein Betteljunge! Nein — er durste es nicht nehmen!

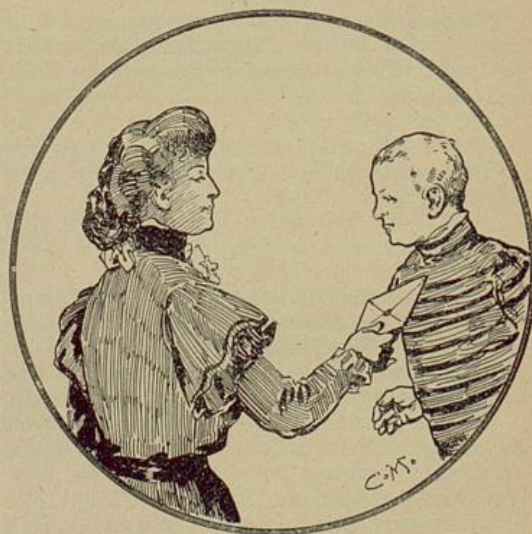
„Ach, nein,“ flötete er verlegen, „das kann — das darf ich nicht nehmen. Das ist ja viel zuviel.“

Da mußte auch alles gütige Zureden nichts. Auch das versing nicht, daß sie ihm vorhielt, sie habe ihm

ja eigentlich seinen Baum fortgenommen und müsse ihn doch dafür entschädigen. Er blieb dabei, die Hände auf dem Rücken: Mutter würde sehr schelten, wenn er ihr das erzählte.

Fräulein Wellner stand einen Augenblick verblüfft und ratlos diesem Zartgefühl gegenüber. Was für ein Stolz steckte doch in diesem bescheidenen Jungen! Dem mußte man anders kommen. — Da erjann sie eine kleine List. Auf ihrem Schreibtische lag ein Zeitungsartikel, den sie schon lange der verheirateten Schwester versprochen hatte. Während sie ihn unauffällig in ein Kuvert schob und die Adresse darauf schrieb, sagte sie: „Gut, lieber Hermann, du willst dir also deinen Baum nur durch redliche Arbeit verdienen. Das ist brav von dir. — Du sagtest ja wohl, daß dir deine besten „Kunden“ zehn Pfennige gegeben hätten? — Siehst du, so viel hatte ich dir auch zugebacht. Hier, nimm!“ Hermann dankte gerührt. „Aber nun möchte ich dich bitten, mir noch einen Gang zu besorgen. Weißt du, wo die Breitenstraße ist? — Schön. Ich habe hier einen Wertbrief, den ich dahin — hier steht die Adresse — schicken möchte. Auf der Post muß ich für solchen Brief 30 Pfennige zahlen, und ein Dienstmann tut's erst recht nicht billiger. Wenn ich einen Boten hätte, der's für 25 täte, so könnte ich fünf Pfennige sparen. Möchtest du mir wohl den Gefallen tun?“

Da atmete Hermann freudig auf. Daß sie überhaupt noch fragte! Von Herzen gern natürlich. So konnte er der lieben Dame, die so gütig gegen ihn war, ja noch zu einer Ersparnis verhelfen. Es war immerhin noch eine glänzende Bezahlung. Aber



wenn er die gute Stunde, die draufgehen würde, in Betracht zog, so standen doch hier Leistung und Gegenleistung in einem einigermaßen erträglichen Verhältnis. — Daß dahinter eine List steckte, ahnte sein argloses Gemüt nicht.

Den vermeintlichen Wertbrief wohlverwahrt, trachte er fröhlich fort.

„Jung, du selbst willst 'n Baum kaufen für Müttern?“ Peter Klaafen rief es in höchster Verwunderung aus. Dann ging er kopfschüttelnd mit dem strahlenden Hermann von einem Baum zum andern und half ihm selbst den schönsten aussuchen. „Da, Hermann, den nimm! — I bewahre, dir geb' ich 'n für 90,“ sagte er, als Hermann ihm seine fast endlose Reihe von Fünfern und Zehnern in die Hand gezählt hatte; „ne Mark nehme ich bloß von den reichen Leuten, die's geben können.“

Da wurde Hermann lähn. „Herr Klaafen, dann geben Sie mir man für die zehn Pfennige noch Zweige! Damit putzen wir dann die Stube aus, wie's Vater voriges Jahr auch gemacht hat.“

Peter hatte mit einem Male so merkwürdig an seinen Augen zu wischen; die „tränten“ ihm „manchmal so“. „Ach, Hermann,“ brummte er, „mach keinen Unfimm! Nimm dir umsonst, soviel du tragen kannst! Das ist dafür, daß du mir auch manchmal im Geschäft geholfen hast.“ —

Mit seiner süßen Last rannte Hermann — er kam ja beim Gehen gar nicht recht vorwärts — die Straßen entlang, nach Hause, zur Mutter. — — Stroben aber preßte eine blasse, schluchzende Frau ihre zuckenden Lippen immer und immer wieder auf die ihres Jungen: „Mein Hermann — mein lieber — lieber, verständiger Aeltester!“

Die enttäuschte Lisel.

Der Müllersepp war der einzige Sohn und Erbe seines vermöglichen Vaters und daher von den heiratslustigen Mädchen um so mehr begehrt, als auch seine Statur, sein Aeußeres nichts zu wünschen übrig ließ.

Allein, so fleißig die Dorfschönen bis jetzt ihre Reize nach ihm ausgeworfen hatten, der Müllersepp ließ immer noch frant und frei, gehobenen Hauptes, durchs Dorf und keine konnte sagen, daß sie schon einen besondern Eindruck auf ihn gemacht oder gar sein Herz in Fesseln geschlagen habe.

Das war nun den hübschen Mädchen sehr gegen den Strich, daß sie ihre Reize und Liebenswürdigkeiten so mißachtet sehen mußten, und einmal, es war an einem schönen Sommerabend unter der Dorflinde, wo die jungen Leute, darunter auch der Müllersepp, sich eingefunden hatten, sagte des Bärewirts Christel, eine üppige Brünnette mit sehr geschliffenem Schnabel, nachdem sie schon mit den andern Burschen mutwillig geschäkert hatte: „Und du, Müllersepp, willst scheint's unter die Kapuziner, oder ist dir am Ende keine von uns gut genug? Aber wir wollen's einmal abwarten. Man hat es schon erlebt, daß gerade die Sprödesten, wenn's 'mal losgeht, am meisten Feuer schlagen.“ —

„Mag sein,“ gab der Sepp zurück. „Aber die mich will, muß schon Teig an den Händen haben.“

Das war ersichtlich so eine Art Blumenprache

und er meinte damit, daß das Mädchen seiner Wahl schön, reich, fleißig, mit einem Wort, ein Ausbund von einem Weibe sein müsse.

Des Dobelbauern Lisel aber, die alles wörtlich nahm, wie die Wiedertäufer die Bibel, und den Sepp, da er ihr nächster Nachbar war, gar zu gern gehabt hätte, schrieb sich Sepps Aeußerung hinter die Ohren und ließ immer, wenn sie am Backen oder Knöpfle machen war, etwas Teig an den Händen und an der Schürze hängen, um ihm, wie sie meinte, zu gefallen.

Aber obschon sie dieses Verfahren Jahr und Tag treulich einhielt, der spröde Sepp tat keinen Zuf, daß er sie möchte.

Das ärgerte natürlich die Lisel. Sie glaubte ihm helfen zu müssen und sagte eines Tages frischweg: „Sepp, jeh heßt d' Mühl' überno' und jottsch notwendig e Frau ha. Was meinst du vo mir?“

„Bo dir,“ sagte der spröde Sepp, „mein' i, daß du doch e wenig z' schmutzig und dreckig bist für e Mülleri. Du wäschisch jo d' Händ' nie und d'r Schurz glänzt ball as wie ne Spiegel. Do hätte d' Lüt Appetit zue mim Mehl, wenn eso ne Mülleri unter der Tür' sie bigrücke tät'. Mei, i danf, Liseli, aber junst nit für unguet!“

„Herr Jesis,“ sagte das Liseli, „i ha jo d' Händ' und d'r Schurz nur dir z'lieb nit g'wäsche, wil du unter d'r Linde zue 's Bärewirts Christel g'sait heßsch, die, wo dich wöll, müeß Teig an de Händ' ha. — Also dir z'lieb bin i e ganz' Johr lang so umenander g'losse, voll Mehl und Teig, und jeh chunsch mer däväg.“

„Soo,“ sagte der Sepp lachend, „du heßsch mini Wort' eso usg'saft? Nit übel, i müeß es sage. Aber ebenejo müeß i sage: Us uns wird's nie nit; denn jeh bist mer nit nur z' schmutzig, nai au z' dumm!“ Sprach's und ging und ließ die Lisel stehen wie einen indischen Gößen.



Unnötige Mahnung.

Gefängniswärter:

„Obacht! Hier kommt eine Stufe.“

Vagabund: „No net ängstlich! Die Stuf'n hob i scho kennt, eh Sie in de Windl'n g'leg'n san.“